

Abend -



Zeitung.

Dreißunddreißigster Jahrgang.

38.

Donnerstag, am 27. September 1849.

Die Kunde aus Ungarn.

Von
W. Fischer.

O dunkler Tag! O bange Sterbestunde!
Du legst ein Volk in's große Grab hinein!
Mit diesem Ostwind kommt uns trübe Kunde
In unsern morschen deutschen Eichenhain;
Wohl mögen seine grauen Häupter zittern
Wenn sie der Todesseufzer bang umzieht,
Von den erschlagenen kühnen Rittern —
Ein herzzerreißend Sterbelied!

Du wolltest uns in deinem Lode mahnen,
Du armes Volk! du weites Ungarland!
Hoch flatterten im Sturmwind deine Fahnen,
Dein Eisen blitzte in der Heldenhand;
Da kam der tück'sche Schlag, der dich getroffen,
Und all' dein Männerstolz, dein Heldensinn,
Und deine Kampflust und dein Siegeshoffen,
O, Alles, Alles ist dahin!

Dahin, dahin! Vernichtet und zertreten
Vom Großherrscher aller Sklaven, von dem Czar.
Auf eure Kniee, Völker, um zu beten,
Zum De profundis, Priester, zum Altar!
Und wann die ersten Trauerlieder schallen
Dumpe durch die mitternächt'ge Finsterniß,
Dann rufet ihr, die dort gefallen:
Exoriare aliquis!

Sie kommt, sie kommt, zertretener Völker Stunde,
Wo jeder Zwingherr schwach im Staube liegt,
Und über ihm bei froher Siegeskunde
In blauer Luft der Freiheit Banner fliegt!
Noch ist die gute Sache nicht verloren,
Die Freiheit stirbt mit einem Volke nicht!
Noch Viele haben ihr geschworen,
Und endlich siegt ihr Sonnenlicht!

Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. *

Schon im Jahre 1841 sang Justinus Kerner:
„Wüster Streit bricht bald herein, bringet Tod
auch dem Gefange!“ Die Vorhersagung ist in
Erfüllung gegangen. Daher zweifelt der Verfasser
ob in den Tagen so wüsten Streites, wie wir sie
erleben, sein friedenathmendes Buch mit Bildern
und Tönen aus dem verlorenen Eden der Kind-
heit, noch irgend Theilnahme und Leser finden
werde. Nur auf die „Müden“ hofft er. „Möchten

* Erinnerungen aus den Jahren 1786 bis
1804. Von Justinus Kerner. Braunschweig,
Vieweg, 1849.

diese Blätter, wenn auch nur hier und da, einen der Politik Müden finden, der sie mit jener Unbefangenheit durchliest, in der sie geschrieben wurden!" Der Dichter kann sich trösten. Gewiß giebt es solcher Müden genug. Aber auch wer am Kampfe der Gegenwart regen Antheil nimmt, wird irgend ein Mal eine ruhige Stunde finden, in der er gern die Gabe des Dichters zur Hand nimmt. Vielleicht gewinnt auch mancher politische Leser dieses unpolitischen Buches, vorzugsweise in Norddeutschland, durch dasselbe eine gerade jetzt zeitgemäße Aufklärung über „schwäbische Dinge“; wenigstens wird er, wenn er dieses Buch aufmerksam durchliest, in Herz und Gemüth des schwäbischen Volkes und in sein Familienleben einen tiefen Blick thun und sich überzeugen, daß man sich unter Schwaben nicht das vorzustellen hat, was die Blätter und Vereine der rothen Farbe jetzt in der Geschwindigkeit daraus machen möchten.

Justinus Kerner will nicht, obgleich es ihm ziemlich nahe läge, da er so viel Phantasie besitzt, wie Göthe Dichtung und Wahrheit, sondern nur Wahrheit aus seinem Leben mittheilen. Ob er noch sein Jünglings- und Mannesalter beschreiben kann, weiß er selber nicht; hier giebt er nur eine Schilderung seiner Knabenjahre. Wer das treffliche Buch von Bogmil Goltz gelesen hat, kann sich eine Vorstellung von der Art machen, wie auch Kerner alle tiefen Eindrücke die er in der Kindheit empfangen, hier lebendig wiedergiebt, nur daß Kerner nicht wie Goltz seine Empfindungen analysirt, sondern einfach nur die Thatfachen berichtet. Er will auch nicht, daß uns das Buch nur seinetwegen oder eines psychologischen Interesses wegen interessire; er weiß recht gut, daß seine Jugend einen historischen Hintergrund hat, und giebt daher mit klarem Bewußtsein und mit Absicht in seiner Kindheitsgeschichte einen Beitrag zur Geschichte seiner Zeit überhaupt, insbesondere der Sitten- und Literaturgeschichte.

In Ludwigsburg am 18. Sept. 1786 geboren, sah Kerner noch die Zeiten des Herzogs Karl, der daselbst residirte. „In dieser Zeit füllten sich die weiten menschenleeren Gassen, Linden- und Kastanien-Alleen Ludwigsburgs mit Hofleuten in seidnen Fräcken, Haarbeuteln und Degen, und

mit den herzoglichen Militärs in glänzenden Uniformen und Grenadierkappen, gegen welche die anderen wenigen Bewohner in bescheidenen Civilröcken verschwanden. Das prachtvolle Schloß mit seinen weiten Plätzen und Gärten, der nahe Park mit dem sogenannten Favoritschloßchen, die schattenreichen Alleen von Linden- und Kastanienbäumen, die in weiten Reihen auf die Stadt zu liefen und selbst in der Stadt die schönsten Schattengänge voll Blüten und Duft bildeten, der große weite Marktplatz der Stadt, selbst mit seinen Arcaden, waren oft der Schauplatz der Vergnügungen dieses weltlustigen Fürsten, Schauplätze von Festen die, gedenkt man ihrer in jetziger Zeit, einem nur wie bunte Träume erscheinen. So fanden in der dem Schloß gegenübergelegenen Favorite die ungeheuersten Feuerwerke statt, mit einem Aufwande, der dem am Hofe von Versailles gleich kam. Auf dem bei der Stadt gelegenen See wurden Feste gegeben, bei denen schöne Mädchen der Stadt als Seefröhen figuriren mußten. In seinen früheren Zeiten schuf der Herzog oft im Winter, in den sein Geburtstag fiel, Zaubergärten, ähnlich denen, die in den Erzählungen von „Tausend und Eine Nacht“ vorkommen. Er ließ in der Mitte des Herbstes über die wirklich bestehenden schönsten Orangengärten von tausend Fuß in der Länge und hundert in der Breite ein ungeheures Gebäude von Glas errichten, das sie vor der Einwirkung des Winters schützte. In dessen Wänden verbreiteten zahllose Defen Wärme. Das ganze Gewölbe des großen Gebäudes trug das schönste Grün, und es hing so in der Luft, daß man keinen einzigen Pfosten bemerkte. Da bogen sich Orangenbäume unter dem Gewicht ihrer Früchte. Da ging man durch Weingärten voll Trauben wie im Herbst, und Obstbäume boten ihre reichen Früchte dar. Andere Orangenbäume wölbten sich zu Lauben. Der ganze Garten bildete ein frisches Blätterwerk. Mehr als dreißig Bassins spritzten ihre kühlen Wasser, und hunderttausend Glaslampen, die nach oben einen prachtvollen Sternenhimmel bildeten, beleuchteten nach unten die schönsten Blumenbeete. In diesem Zaubergarten nun wurden die großartigsten Spiele, dramatische Darstellungen und Ballets und Tonstücke von den größeren Meistern damaliger Zeit

ausgeführt. Auf dem großen Marktplatz, auf dem die Oberamtei, das Haus meiner Geburt stand, wurden venezianische Messen gehalten. Der große Marktplatz war zeltartig mit Tüchern bedeckt, Verkäufer und Käufer waren maskirt. Es war ein buntes Getümmel von Masken, welche die tollsten Aufzüge und Spiele ausführten, worunter nicht das stärkste ein riesenhafter Heibucke des Herzogs war, der, in die Maske eines Wickelkindes gekleidet, in einer Wiege herumgeführt und mit Brei von einer Amme, die ein Zwerg war, gespeist wurde. Von den Fenstern des Oberamteigebäudes konnte man den Marktplatz am besten überschauen, daher nahm der Herzog in solcher Zeit mit seiner Gemahlin Franciska den Aufenthalt daselbst. Der Herzog mit seinem goldbortirten Hütchen, seiner mit Buckeln versehenen gepuderten Frisur mit einem Böpschen, seinem kirschrothen Rock, seiner gelben Battenweste, seinen gelben Hosen, hohen Stiefeln und Stiefelstrümpfen, und die Herzogin* in weitem Reifrock mit schlanker Taille, hoher gepudertter Frisur, auf der hoch oben eine gelbe Bandschleife wie ein Canarienvogel saß, sind meine ganz in Nebel schwimmenden traumhaften Erinnerungen."

Vom Herzog Karl theilt der Verfasser einige Briefe an seine geliebte Franciska mit, die im Tone der innigsten und hingebendsten Zärtlichkeit geschrieben sind, und den Beweis liefern, wie unendlich er noch in späten Jahren von dieser berühmten blonden Schönheit bezaubert gewesen sein muß.

Auch den Dichter Schubart sah Kerner oft in seiner Kindheit, weil er seiner Eltern Haus besuchte; er gesteht aber, sich immer vor ihm gefürchtet zu haben. Wenn man Kerner's Reise-schatten gelesen hat, weiß man, welcher Meister er im Porträtiren ist. Daher findet man auch hier in seiner Kindheitsgeschichte eine Menge überaus lebendig aus seiner Erinnerung hervortretender Gestalten aus der alten Bopswelt. Ebenso wenig verleugnet sich hier Kerner's Sinn für die Nachseite der Natur und des Seelenlebens. Die Mutter seiner Mutter verfiel dem Wahnsinn. Die eine ihrer Töchter, Kerner's Tante, die sehr geist-

reich gewesen sein soll, litt an tiefer Melancholie, und unter ihren Kindern starb ein Sohn ebenfalls im Wahnsinn, der andere aber wurde ein ausgezeichnete Arzt, von dessen zwei Kindern wieder der Sohn ein ausgezeichnete Arzt, die Tochter aber in ihrer Jugend eine Nachtwandlerin und Mutter des Dichters Wilhelm Hauff war. Kerner hatte noch eine zweite Mutter-schwester, welche wahnsinnig wurde. Er sagt: „Ich führe diese psychischen Zustände einzelner Glieder meiner Familie an, weil daraus hervorgeht, wie Wahnsinn, Somnambulismus und Dichtkunst mit einander verwandt sind, und oft eines aus dem andern hervorgeht. Das Gefühlsleben herrschte bei meiner Mutter durchaus vor, aber nie erlitt sie eine Störung des Geistes, es erzeugte sich in ihr kein Wahnsinn, aber, wenn man mich so nennen will, doch ein Poet, und so war es auch bei Wilhelm Hauff's Mutter.“

Kerner's ältester Bruder Georg fühlte sich unwiderstehlich von der französischen Revolution angezogen, deren Ausbruch in sein erstes Jünglingsalter fiel. Er ging nach Straßburg, von da nach Paris und wurde innig befreundet mit den gleichgesinnten Landsleuten, die er dort fand, vor allen mit dem nachmaligen Grafen Reinhard, dem Sohn des württembergischen Defens in Balingen, mit Adam Lux, Deléner etc., wie auch mit dem Polen Kosciusko. Kerner theilt hier viel aus seinen und seiner Freunde Briefen mit. Besonders interessant ist die Schilderung des 10. August. Georg befand sich damals in der Nationalgarde, welche aufgeboden war, die Tuilerien zu beschützen. Aber alle seine Leute liefen davon. Allein im Wathaus zurückbleibend, entging er den Sansculotten nur, indem er sich unter ein Bett versteckte. Noch ungleich tragischer ist die Geschichte seines Freundes Lux aus Mainz. Dieser war durch die heroische That der Charlotte Corday so begeistert und durch ihre himmlische Schönheit so bezaubert worden, daß er nach ihrer Hinrichtung eine Vertheidigung derselben schrieb, mit dem klaren Bewußtsein, daß es auch ihm den Kopf kosten müsse, und daß er ihr bald im Tode nachfolgen werde, wie auch geschehen ist. Man wollte ihn retten, indem man annahm, er sei aus Liebe zur schönen Corday verrückt geworden, aber

* Die Gräfin v. Hohenheim.

er wies diese Entschuldigungsweise seines Benehmens mit Entrüstung zurück. Kerner hat vergessen hinzuzufügen, daß Lux schon verheirathet war. Die Revolution, welche sein Bruder in Paris aufgesucht hatte, kam allmählig über den Rhein herüber. Ihre Vorläufer waren die Emigranten, unter denen Philipp Egalité, nachmaliger König Ludwig Philipp, als er mit Dumouriez durch Ludwigsburg reifte, das meiste Aufsehen erregte. Ein zartes junges französisches Mädchen, welches damals in Ludwigsburg starb, hat, wie Kerner versichert, noch lange in seinen Träumen fortgelebt. Damals hielt sich auch der nachmalige König Friedrich in Ludwigsburg auf, dessen beide Söhne, der jetzt regierende König und Prinz Paul, mit dem Kerner'schen Knaben oft spielten. Justinus bekennt: seine Fassungskräfte hätten anfangs einen so geringen Grad gehabt, daß ihm der nachmalige Ministerpräsident Maucler, der seinen Exerciermeister machte, um ihm beizubringen, was rechts und links sei, von seinen Spielsachen habe ein Dächlein auf den rechten und ein Häuslein auf den linken Arm binden müssen. Nachdem er noch gar vieles von Ludwigsburg, von dem ungeheuern ganz mit Spiegeln decorirten Opernhause, welches längst abgebrochen ist, von der geheimnißvollen Stube in seines Vaters Wohnung, in welcher die Freimaurer damals ihre Loge hielten, von einem bis zum Ekel servilen, gegen die übrige Welt aber groben Hofprediger u. erzählt hat, zieht Kerner plötzlich den Vorhang über Ludwigsburg und führt uns eine ganz neue Scenerie vor.

Nach dem Tode des Herzogs Ludwig wurde nemlich Ludwigsburg vom Hof und vom Militär verlassen, und verödete so sehr, daß Kerner's Vater sich dort nicht mehr wohl fühlte und sich als Vogt (Oberamtmann) nach dem romantischen Kloster Maulbronn versetzen ließ. Da auf einmal war unser poetischer Knabe aus dem lauten Lärmen und aus dem bunten Rococco der Residenz in ein Waldthal und in das Dunkel eines mittelalterlichen Doms gerathen. Man kann sich denken, welche mächtigen Eindrücke davon seine Einbildungskraft empfangen mußte. Vorher mehr von Menschen und Kunst umgeben, ging er jetzt zum ersten Mal den Wandern der Natur nach,

suchte im Waldesschatten die geheimnißvoll blühende Daphnis auf, sammelte keine Schmetterlinge und Käfer, um sie zu tödten, beobachtete aber das Leben der kleinen Thiere im Freien, z. B. des Ameisenlöwen. Nicht minder aber wirkten die klösterlichen Kreuzgänge, Wölbungen, Thüren auf seine junge Seele. Er erzählt, wie er sich oft am Glockenseil geschwungen und hoch in die Luft fliegend in dem heiligen Raum der großen Kirche wie ein Engel geschwebt habe. Daß es in dem alten Kloster und seinen weitläufigen Gängen auch an Gespensterspuk nicht fehlen kann, würde man glauben, auch wenn Justinus Kerner nicht der Erzähler wäre. Sogar Erinnerungen an Doctor Faust kamen vor, weil bekanntlich Faust im benachbarten Knittlingen geboren war. Unter den charakteristischen Gestalten, deren sich Kerner aus seinem Jugendleben in Maulbronn noch erinnert, spielt die erste Rolle ein „kurzer Professor“, die zweite eine Frau Prälatin, deren Gesicht völlig einem Gulenkopfe glich. Als eines der reizendsten Wesen, die er je gesehen, schildert er sodann die junge Tochter des Präceptors Braun in Knittlingen, die an einen Italiener verheirathet, in's Verderben gerieth, und später von dem Dichter Ludwig Robert zur Gattin gewählt wurde — eine indische Sakuntala, mitten in Schwaben geboren. Als eines seltsamen Naturspiels gedenkt Kerner auch einer Tochter des schon erwähnten kurzen Professors, die ein schwarzes und ein blaues Auge hatte, und deren Gegenwart und Umgang auf eine Frau Pfarrer Zeller dergestalt wirkte, daß sie einen Sohn gebar, dessen Augen dieselbe Verschiedenheit der Farben zeigten. Sehr ergötzlich sind die Schilderungen aus dem Jahre 1796, in welchem die republikanischen Heere Frankreichs unter Moreau den Rhein überschritten und, indem sie sich über Schwaben wälzten, auch den Frieden des Klosters von Maulbronn stürzten. Man hatte wenigstens Menschenfresser erwartet, und fand äußerst galante und gutmüthige Gäste. Bald darauf wurde Kerner krank und der Pflege eines Arztes in Brackenheim anvertraut, endlich aber von dem berühmten Dr. Gmelin in Heilbronn magnetisirt. Von diesem Zeitpunkte an behauptet Kerner sein Leben lang mit prophetischen Träumen geplagt gewesen zu sein, deren

Bildersprache er wie in einem kleinen Traumbuch genauer angeht. Der merkwürdigste unter diesen Träumen war der, in welchem Kerner schon als Knabe die nie vorher von ihm gesehene Familie, in die er später heirathen sollte, erblickte. Als ihm der Bruder seiner künftigen Frau das erste Mal begegnete, kannte er ihn schon aus den Träumen. Sobald er genesen war, kehrte er nach Maulbronn zurück und lernte hier den berühmten Bauer Mapp kennen, der nachher die Colonie Harmony in den Vereinigten Staaten gegründet hat, und der damals mit seinem langen Bart öfters an Kerner's Tisch saß. Im Jahr 1798 sah er auch seinen Bruder Georg wieder, der als Secretär Reinhard's mit demselben eine Botschaftsreise nach Italien machte, hier mit Bonaparte zusammentraf, von demselben zur Tafel gezogen wurde, auch seine Schwester, die damalige Generalin Leclerc, auf einer Reise begleitete, aber dennoch, tiefes Mißtrauen gegen Bonaparte's Pläne hegend, dessen Feind wurde und seinen streng republikanischen Grundsätzen treu blieb.

Um diese Zeit starb Kerner's Vater, die Familie kehrte nach Ludwigsburg zurück, wo der neue Herzog Friedrich abwechselnd wieder Hof hielt. Unter den damaligen Bekannten des Kerner'schen Hauses zeichnete sich eine Schwester des großen Philosophen Hegel aus. Sie war Gouvernante im Hause Berlichingen, und hatte Obgens berühmte eiserne Hand in Verwahrung. Allmählig aber fiel sie in stillen Wahnsinn, bildete sich ein, sie sei ein Paket, das man auf der Post verschicken wolle und stürzte sich zuletzt in die Ragold. Kerner hatte damals noch so wenig Vertrauen zu seinen Fähigkeiten erweckt, daß er auf den Rath seines praktischen Bruders Georg einem Schreiner in die Lehre gegeben wurde. Das machte ihm viel Vergnügen, und er arbeitete sich damals unter Anderm den Tisch aus, an dem er auch jetzt noch speißt, und einem seiner Jugendfreunde den Sarg. Von seinem Bruder Georg lernte er auf der Maultrommel spielen, worin er es zu einer hohen Fertigkeit brachte, und über die er, wie über die Aeolsharfe, gar seine Betrachtungen anstellt. „Wie die Töne der Aeolsharfe vor und bei einem Regen am ergreifendsten und schmerzvollsten sind, so waren es auch

die Töne meiner Maultrommel in Stunden der Thränen, in stiller Nacht, mit mir allein.“ Man glaubte ihm eine noch passendere Laufbahn zu eröffnen, wenn man ihn aus der Schreinerwerkstätte in die Tuchfabrik brächte, die damals in Ludwigsburg ein Monopol genoß. Darin blieb er nun auch wirklich ein paar Jahre, allein er taugte zu dem mechanischen Geschäft des Tuchmessens und Rechnens nicht, und machte es sich nur dadurch erträglich, daß er heimlich Papiere unter die Tücher schob und in jedem unbewachten Augenblick Verse niederschrieb. So ganz in einer poetischen Welt des Innern lebend, vergaß er das Nüchterne seines äußern Berufs. Er theilt eine humoristische Mystification, die sehr ergötzlich ist, und auch mehrere lyrische Ergüsse aus jener Zeit mit, ebenso den Inhalt eines leider verloren gegangenen Lustspiels. Daran reiht er wieder Schilderungen von Personen, die sich damals als Originale in Ludwigsburg bemerklich machten, und die er zum Theil schon in seinen Reiseschatten skizzirt hat, ferner Bilder aus dem Irren- und Zuchthause. Endlich gelang es ihm, hauptsächlich durch Vermittlung des Dichters und Professors Gutz in Tübingen, seines väterlichen Freundes, aus der Tuchfabrik loszukommen und auf die Universität Tübingen geschickt zu werden, um daselbst Naturwissenschaften zu studiren.

Hier bricht das Werk ab. Kerner erstattet nur noch Bericht über seine Brüder Georg und Karl. Georg verließ Frankreich aus republikanischem Groll gegen Napoleon, ging nach Hamburg und gab dort ein Journal, den Nordstern, heraus. Im Jahre 1803 erschien von ihm die Schilderung einer Reise durch Schweden in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Lebhaften Antheil nahm er an der Flucht Romana's. Später wurde er Agent der Hansestädte und starb, allgemein geachtet, im Jahr 1812. Der zweite Bruder Karl wurde Artillerieoffizier, machte die Feldzüge der Würtemberger unter Napoleon mit, war auf dem russischen Feldzug 1812 bereits Chef des Generalstabs, erhielt einen Kartätschenschuß, verließ deshalb den Kriegsdienst, leistete aber dem Staat noch rühmliche Dienste als Staatsrath und Chef des Berg- und Hüttenwesens, sowie als thätiges Mitglied vieler Vereine

bis zu seinem Tode 1840. Wir bitten Herrn Justinus Kerner freundlich, uns bald auch seine Jünglingsjahre, besonders seine Verbindung mit den Heidelberger Dichtern und Naturphilosophen zu schildern.

Aus Comorn.

Fast ein Jahr lang sind die Zustände im Innern der Festung Comorn der Außenwelt so unbekannt gewesen wie den Comornern die Zustände hier draußen. Den Mittheilungen eines Mannes, den Schicksal und Dienstpflicht vor dem Beginne des ungarischen Nationalkampfes nach Comorn führten, verdanken wir nähere Mittheilungen. Er hat alle Vorgänge in der Festung vom Anfange der bewaffneten Opposition Ungarns bis zum Ausfalle vom 10. Juli mit erlebt und mit durchgemacht. An jenem Tage gelang es ihm, sich mit seiner Familie zu ranzioniren.

Comorn liegt unter der Schütt zwischen Donau und Waag, die hier zusammenfließen und ist stark befestigt, namentlich durch wasserumflossene Schanzen gedeckt, die seit Ferdinand I., der sie anlegen ließ, wenn auch hart belagert, doch noch niemals erobert wurden. Die Ungarn haben diese Schanzen bis zur Unüberwindlichkeit verstärkt und durften im Besitze ausreichender Vorräthe einer Belagerung ziemlich gleichgültig entgegensehen.

Die Parole des Tages war: „das Vaterland ist in Gefahr!“ Mit diesem Zauberrufe vermochten die Führer Alles durchzusetzen. „Das Vaterland ist in Gefahr!“ und der Honved stürzte sich beim Klange des Rakoczy- oder des Kossuthmarsches blindlings in's Feuer mit einer Wuth, die alle Vorstellung übersteigt. Todernde Begeisterung ersetzte die Disciplin. Von dieser war überhaupt im militärischen Sinne des Tages wenig zu spüren. Der sklavische Respekt gegen die Offiziere wurde weder gefordert, noch geleistet. Wo er sich zeigte, lag entweder Stumpfsinn oder Ver schlagenheit zum Grunde. Der Honved stand mit seinen Vorgesetzten auf kriegskameradschaftlichem Fuß, wie das überall der Fall sein wird, wo der

Krieg eine Sache der nationalen Begeisterung, nicht des blinden Gehorsams ist. Nur den Generalen zollte der Honved allgemein tiefen Respekt; einige wurden, wo sie sich zeigen mochten, stets mit lautem Zuruf empfangen. Namentlich war Görgey der Mann der allgemeinen Bewunderung.

Wenn er auf seinem hohen Schimmel erschien, in rother, mit goldnen Schnüren verzierten Uniform, über die Schultern einen weißen Dolman geworfen, ernst und bleich, den blonden Schnurrbart emporgestrichen, den niedrigen, breitkrämpigen Hut mit der wallenden weißen Feder tief in die Stirne gedrückt, sah er wirklich ehrfurchtgebietend, ja imposant aus. Die übrigen Offiziere trugen rothe Federn, auch die übrigen Generale, nur Görgey eine weiße. Einem Doctor, der früher in österreichischen Diensten gestanden und sodann einen hohen Sanitätsposten in der Festung bekleidete, wurde es indessen sehr verargt, daß er, der Mann, der nichts anderes zu thun habe, als für Verwundete und Kranke zu sorgen, mit einer rothen Feder einherstolzirte. Er legte sie auch alsbald ab und vertauschte sie gegen eine weiße.

Görgey war gegen Jedermann freundlich. Das kleine Häuslein österreichisch gesinnter Fortificationsbeamten benutzte alsbald seine erste Ankunft in Comorn, um ihm vorzustellen, daß sie, da sie ebenso sehr jeder ihr Vaterland lieben, als ein Magyare das seine, nicht gut in Diensten der Insurrection stehen könnten, daß sie in dieselben nicht freiwillig getreten seien, sondern beim Ausbruche des Krieges als einfache Angestellte verhindert wurden, in demselben weiter thätig zu sein, und baten um die Erlaubniß, Comorn verlassen und in die Heimath zurückkehren zu dürfen. „Kinder!“ antwortete Görgey, „das geht nicht gut an. Ob die Festung nun ungarisch oder österreichisch sei, die Ordnung, der Geschäftsgang und die Conservation müssen aufrecht erhalten werden und ihren Fortgang haben. Nur das Eine kann Euch zugestanden werden, daß Ihr, sobald der Feind aus den Grenzen Ungarns getreten, die Festung verlassen und in Euer Vaterland zurückkehren dürft. Bis dahin werdet Ihr Euch Mühe geben, unsere Leute in den Geschäften der Fortification zu unterweisen.“ Wirklich wur-

den in die Fortificationskanzleien Honveds beordert, um den Geschäftsgang zu erlernen.

Weniger freundlich, ja nichts weniger als das war Guyon, ein kleiner lebhafter Mann, mit ganz aus der Stirne und nach rückwärts gestrichenem Haar und lispelndem, gebrochenem Deutsch. Auch die österreichischen Sappeurs und Mineurs, die bei Ausbruch des Krieges in der Festung gelegen, und somit zurückgehalten worden waren, wünschten, meist Böhmen, Mährer und Deutsche, entlassen zu werden. Es wurde ihnen dies abgeschlagen, und ihnen sämmtlich Offiziersstellen in ihrer Branche angetragen, wenn sie sich herbeilassen wollten, Honveds in ihrem Sache zu unterweisen. Die Sappeurs und Mineurs lehnten einmütig ab. Guyon, der unsern Erzähler in Verdacht hatte, Urheber dieser Renitenz zu sein, ließ diesen zu sich kommen, und sprach zu ihm: „Ich hätte große Lust, Sie erschließen zu lassen. Sie haben die Mineurs und Sappeurs abgeredet, in unsere Armee zu treten!“ Unser Erzähler bedurfte aller Geistesgegenwart, um den Schotten auf andere Gedanken zu bringen.

Mit dem Erschießen wurden überhaupt wenig Umstände gemacht. Die Husaren übernahmen gewöhnlich das Amt der Hinrichtenden. Der Verurtheilte wurde gewöhnlich in die Envelope hinter der alten Festung geführt, drei Husaren luden ihre Pistolen, traten ganz nahe vor ihn hin und schossen ihn nieder. Dies traurige Loos traf namentlich manchen österreichischen Offizier, der zu den Insurgenten übergegangen war und nach der Hand entweder nicht jenen Grad von Energie für die Sache der Insurrection entwickelte, den man von ihm erwartet hatte, oder gar auf Mittel zur Rückkehr sann, zumeist von den Regimentern Alexander, Preußen und Gyulai.

Maitshenyi, ein ehemaliger pensionirter österreichischer Rittmeister, war es, der zuerst im Auftrage des ungarischen Ministeriums in Comorn erschien und dem K.-M.-L. Baron März, sowie dem Fortificationsoberstlieutenant Baron Schaurath den Befehl des genannten Ministeriums überbrachte, ihm die Festung zu übergeben. Die Herren gehorchten und Maitshenyi übernahm das Platzcommando. Nachdem im Oktober die Kunde von den Wiener Ereignissen nach Comorn ge-

langt war, ließ Maitshenyi sämmtliche daselbst liegende österreichische Garnison in Parade mit Fahnen und klingendem Spiel ausrücken und in Front aufstellen. Hierauf ließ er laut die Zuschrift des ungarischen Ministeriums verlesen, in welcher die Truppen aufgefordert wurden, sich für die ungarische Sache zu erklären, ohne daß jedoch Jemand gehindert sein sollte, seinen Beitritt zu derselben zu verweigern. Der Front gegenüber standen ungarische Fahnen und der Rakoczymarsch ertönte, um den nunmehr folgenden feurigen Reden Nachdruck zu geben. Der größte Theil der Mannschaft mit einigen Offizieren trat nun aus Reih und Glied, und stellte sich wieder um die ungarische Fahne auf. Auf dem Plage, den sie früher inne gehabt hatten, blieben nur einige Feldwebel und die meisten Offiziere einzelt stehen. Die übergegangene Mannschaft aber riß Einer dem Andern die österreichischen Abzeichen von Szako und Säbeln, so daß Schnüre und Cocarden tagelang in allen Straßen herumlagen.

Auf Maitshenyi folgte Ignaz Török als Commandant, der das Commando Anfangs sehr energisch handhabte, später aber für feig gehalten wurde und um Ansehen und Amt kam. Als im März die Festung belagert wurde, fielen die ersten schwerpündigen Kugeln auf die Palatinallinie. Am 20. erreichten die ersten Bomben die Stadt. Die erste Bombe fiel in die Schlagbrückgasse nieder. Das Entsetzen über sie war allgemein, Honveds sowohl als Einwohner rannten durch alle Straßen hin und her, von Bestürzung über die Tragweite ergriffen. Mack mußte erklären, er sei entschlossen, die Festung in die Luft sprengen zu wollen, um die Leute einigermaßen zur Besinnung zurückzuführen. Um diese Zeit, versichert unser Erzähler, wäre es in Folge der allgemeinen Verwirrung und Rathlosigkeit möglich gewesen, Comorn vom Waaganschlusse der Palatinallinie aus zu nehmen, wenn das Cernirungsheer von den innern Zuständen Kunde gehabt hätte.

Von Stunde an verließ auch Török aller Muth und alle Geistesgegenwart. Ohne sich um sein Departement viel zu kümmern, zog er, so wie die meisten Offiziere mit ihm, sich in die bombensfesten Casematten zurück und überließ die

ihm unterstehenden, meist österreichisch gesinnten Fortificationsbeamten ihrem Schicksale und der Sorge für sich selbst. In einer kleinen, nach Möglichkeit durch Querbalken und Erdaufwürfe bombensicher eingerichteten Stube von vier Quadratklastern fanden zwölf Personen mühseligen Schutz, mußten jedoch diese in der stürmischen Nacht vom 22. auf den 23. wieder verlassen, da hundert zwanzigpfündige Bomben um und über derselben mit furchtbarem Getöse platzten.

Auf die Kunde, daß die Oesterreicher in Acs bereits mit Sturmleitern bereit stünden, war Török fast entschlossen, die weiße Fahne ausstecken zu lassen. Nur die Besorgniß für sein Leben, das unausbleiblich ein Opfer der Menge geworden wäre, hielt ihn ab. Indessen ließ er dennoch einen der österreichisch gesinnten Fortificationsbeamten kommen, und hieß ihn den Adler in Bereitschaft halten, damit er sogleich beim Einrücken der kaiserlichen Truppen am Hause besetzt werden könnte.

Nach einigen Tagen erreichten die Bomben auch die Festung. Zwei der ersten fielen in dem sogenannten Offizierpavillon und in der Wohnung des Platzobersten Meszelenyi, des Schwagers Koffuth's, ehemaligen Oberleutnants in der Grenze, nieder. Meszelenyi floh ebenfalls in die Casematten. Török, der eben an dem Hause vorüberging, stürzte zusammen und konnte sich vom Schrecken nicht sobald erholen. Von Stund an zieh man ihn der Feigheit, er ward Gegenstand des allgemeinen Gespöttes und sah sich genöthigt, sein Amt in die Hände Lenkey's niederzulegen.

So groß der Schrecken war, den das Bombardement Anfangs verbreitete, so zügellos über alle Vorstellung war der Volkswiß, mit dem man später sich über die erfolglose siebenunddreißigtägige Beschießung lustig machte. Während das kleine Häuflein österreichisch gesinnter Beamter, sich selbst überlassen, Zuflucht in dem ehemaligen und wegen der in Comorn nicht seltenen Erdbeben ungemein fest gebauten Franziskanerkloster suchten, wo sie in dem zum Refectorium führenden Corridor, mehr als fünfzig an der Zahl, in der größten Verwirrung und Beengniß herumlagerten und allabendlich ein „Großer Gott, dich loben wir!“ in Gemeinschaft absangen, waren die

Truppen in die Casematten verlegt worden, und fast die ganze Einwohnerschaft hatte sich auf die sogenannte Zigeunermiese hinausgezogen, wohin die Projectile nicht reichten, hatten daselbst Zelte und Hütten aufgeschlagen und tanzten oft während des wüthendsten Bombardements zum Klange der Zigeunermusik Kör und Csardas.

Zu wiederholten Malen zündeten die Bomben. Es wurde aber jedesmal alles aufgeboten, das ausgebrochene Feuer sogleich wieder zu löschen. Die Bereitwilligkeit und der Eifer bei solchen Gelegenheiten war so groß, daß man der Menschenleben gar nicht achtete, die dabei zu Grunde gingen.

Alles, Mann und Weib, Alt und Jung trug die ungarischen Farben, wo sie sich nur immer im Anzuge anbringen ließen, und wetteiferte in Verhöhnung des Feindes. Ja, es war sogar ein Mal begehrt worden, daß jeder notorisch feindlich Gesinnte brevi manu als dem Tode verfallen erklärt werde. Unter andern nannte eine sehr angesehene Dame ihren seligsten Wunsch, einen Splitter von den Knochen des Banus zu besitzen, den sie dann in einen Ring oder in ein Armband würde fassen lassen.

Der Jubel der Insurgenten, als im April die österreichischen Truppen sich zurückzuziehen begannen, hatte keine Grenzen. Es wurden Kirchenparaden abgehalten, Schmausereien veranstaltet und Bälle gegeben, hierüber jedoch nicht der alsbaldige Brückenschlag gegen das rechte Ufer veräußert. Die Arbeiter mußten unter dem Drohen der Kanonen, die von den Wällen herab auf sie gerichtet waren, Tag und Nacht Hand am Werke behalten, so daß die Brücke schon am 26. April fix und fertig war. Görgey erschien mit seiner Armee, eine Siegeskunde, ein Siegesbulletin folgte dem andern. Allgemein war nun in Comorn der Glaube verbreitet, die ungarische Armee hätte auch schon Croatien erobert und Fiume besetzt. Erst um diese Zeit gelangte die Kunde vom Regentenwechsel in die Festung, deren Besatzung und Bewohnerschaft überhaupt über alles in der größten Unkenntniß lebte, in welchem hin ein Blatt, Crestid, das ein Geistlicher, der sich Mozsasy nannte, ursprünglich aber Ruzicka hieß, redigirte, zu erhalten bemüht war.

Handel und Gewerbe stockten natürlich unausgesetzt. So lange Anfangs die Cernirung nicht sehr enge war, reisten Comorner Kaufleute sowohl nach Wien als nach Pesth, und brachten nicht nur das Nothdürftigste, sondern selbst Luxusartikel. Als die Cernirung enger wurde, hörten dergleichen Reisen natürlich auf. Nichts destoweniger wurden in Comorn unausgesetzt Wochenmärkte abgehalten, so daß es an Lebensmitteln nie fehlte. Bei Gelegenheit des Anwachsens der Donau im letzten Winter war sogar eine ungeheure Masse von Lebensmitteln zu Grunde gegangen, ohne daß man den Schaden merklich gefühlt hätte. Indessen nahmen Krankheiten doch bald auffallend überhand und die Sterblichkeit war sehr groß. Die Sanitätsbranche war im Ganzen stets sehr schlecht verwaltet, der Mangel an Aerzten stets ungeheuer. Die Todten wurden außerhalb der Festung ganz oberflächlich begraben, so daß sie oft von Hunden herausgescharrt wurden, und so wie die Hitze größer wurde, der unausstehlichste Verwesungsgeruch die Luft verpestete. Der gefangene österreichische Oberarzt Doctor Thiel unterlag dem Grame und seinen Anstrengungen.

Auf die Annahme, ja auf die Aufbewahrung von österreichischen Banknoten war der Tod gesetzt. Guyon hatte deren Auslieferung binnen 48 Stunden gegen ungarisches Papiergeld unter Androhung obiger Strafe anbefohlen. Salz wurde nur gegen Silbermünze oder Gold, nicht einmal gegen ungarische Banknoten verabsolgt, so daß alle österreichischen Noten und alles Metall in die Kasse der Regierung floß und Gold und Silber ein unerschwingliches Agio erhielten.

Als die Ungarn die Festung übernahmen, fanden sich in ihr nicht weniger als 4600 Centner Pulver, eine entsprechende Quantität Munition und 300 Kanonen vor. Die hierzu gehörende Artillerie wurde verhindert, fortan Dienste zu leisten. Um jedoch eine schlechte Bedienung des Geschüzes unmöglich zu machen, wurden den Batterien Honvedsabtheilungen beigegeben, und jede geflissentliche Vernachlässigung oder jedes absichtliche falsche Zielen mit der augenblicklichen Fülllade bedroht. Später wurden intelligenter Leute, die mit der Insurrection hielten, zu den

Kanonen gestellt, diese erlernten den Dienst auf's eifrigste, und so kam denn Comorn bald in Besitz einer ausgezeichneten Artillerie.

Aus Paris.

Mitte September.

Da jetzt nur noch ein Sprung von Paris nach London und in dieser Zeit Alles massenhaft und für die Massen getrieben wird, so hat sich ein Unternehmen gebildet, das die Pariser heerdenweise in die Hauptstadt der drei Königreiche schafft, sie dort vierzehn Tage hindurch in allen Theilen der ausgedehnten Stadt herum, an allen Merkwürdigkeiten vorüber und in der Umgegend spazieren führt, zu gleicher Zeit füttert und trinkt, wie für allen Comfort, der bei einer solchen Fahrt nöthig ist, bestens sorgt und sie dann, wenn es Gott will, wieder frisch und gesund an die Seine zurückliefert. Dies Alles für die Misère von ein paar Hundert Franken per Kopf.

Mehr als Einer von denen, die auf diese Weise England zu sehen bekommen, glaubt, wenn er wieder zu Hause ist, sich ein besonderes Ansehen und eine gewisse Bedeutung zu geben, wenn er seinen Bekannten mit gerümpfter Nase vor-demonstrirt, wie ärmlich, wie kleinstädtisch, wie todt Paris gegen London sei. Freilich ist, sehen sie patriotisch mildernd bei, Paris auch gar nicht mehr zu erkennen, es ist, verglichen mit dem Paris, wie es sonst gewesen, traurig und ausgestorben, man begegnet keinem Menschen auf der Straße, und die Wenigen, die Einem zu Gesichte kommen, sehen alle verdrießlich und gelangeweilt aus.

So hört' ich erst vorigen Sonntag Einen reden, wir standen an einem Fenster des Quai d'Orsay, wir konnten Tausende im Sommerpuz vorüberwandeln sehen, es ließ sich keine Leere, keine Lücke bemerken, und an fein gekleideten Frauen, an hübsch angezogenen Mädchen war Ueberfluß. Es liegt dort ja der Weg von dem edlen Faubourg St. Germain in das gleichfalls edle Faubourg St. Honoré, in die Chaussée d'An-

tin, in die Tuilerien und in die elysäischen Felder. Die Anzüge, die wir sahen, waren meist frisch, manche sogar reich, verriethen nicht Mangel und bewiesen, daß die wohlherzogenen Pariserinnen sich immer noch zu kleiden wissen und die Republik ihrem Geschmack nicht im Mindesten geschadet hat. Sie zeigen noch immer in Wahl und Zusammenstellung der Farben jenen sicheren Takt, der dem Genie verwandt ist und dafür sorgt, daß von den Stücken ihrer Toilette keines die Aufmerksamkeit einseitig herausfordere, sondern alle sich gegenseitig dienen und zu der Vollendung des Ganzen mitwirken. Die wohlherzogenen Pariserinnen wollen nicht auffallen, und so verführerisch sie auch sich herrichten, so sitstsam bleiben sie doch in ihrer Anmuth, und nur dem flüchtig aufgeschlagenen Blick gestatten sie die Gluth ihrer Nation zu offenbaren. Alles liegt fest am Leib und doch leicht, der Anzug scheint Eins zu sein mit dem Körper, dessen Formen leise angedeutet, aber nicht hervorgehoben, dessen Bewegungen leicht, hie und da sogar voll Liebreiz, absichtlich einladend bei der wohlherzogenen Pariserin niemals sind.

Aber Fußgänger nicht bloß und Fußgängerinnen quollen aus der benachbarten Straße hervor, belebten den Quai und überschritten die vor uns liegende Brücke. Mit Steinen beladene Karren fuhren, obgleich es Sonntag war, und seit der Republik die Frömmerei eher zu als abgenommen hat, den Quai herauf gegen die mittelalterliche, von der Herbstluft magisch umflossene Insel, wo Notre-dame, die heilige Kapelle des heiligen Ludwig, und die Polizei, gleichfalls ein Erbstück aus der grauen Vorzeit, liegen, unter kräftigem Beitschenknall und wildem Fluchen zu. Dort wird nemlich zu heiligen und unheiligen Zwecken tüchtig gebaut, und was vor der Revolution begonnen war, fleißig weiter geführt.

Unter den übrigen Fuhrwerken, die wir erscheinen und verschwinden sahen, waren allerdings wenig herrschaftliche Wagen, aber es sind deren zu dieser Zeit des Jahres nie viel in Paris gewesen. Die vornehme und reiche Welt flog Anfangs oder höchstens Ende Juli von jeher aus, aber im April, Mai, Juni waren keine Wagen mit edeln Pferden und Bedienten in Livrée ge-

nug zu sehen, und selbst die Wappen hatten sich wieder hervorgewagt, doch wenn man, das gebe ich zu, sie genau nachgezählt hätte, so wäre vielleicht eine geringere Anzahl als in früheren Jahren herausgekommen.

Es läutet, es läutet zum dritten Mal von jenem kleinen Dampfschiff, das am Ufer liegt und die Fahrt von St. Cloud nach Paris und wieder zurückmacht. Es ist schon ziemlich voll und füllt sich immer mehr. Es scheint denn doch, als ob die Pariser noch oder wieder Geld haben, um an Sonn- und Feiertagen Wasser- oder Landausflüge in die liebliche Umgegend zu machen.

Nur nicht so schnell geurtheilt. Wie oft fährt denn dieses Dampfboot? Wie viele dieser Boote fahren denn? Erinnert Ihr Euch noch, wie in den Sommern vierundvierzig, fünfundvierzig, siebenundvierzig, in dem heißen, dürren Jahre sechsundvierzig selbst, wenn es der Wasserstand zuließ, an manchen Sonntagen trotz der Eisenbahnen, die in dieselbe Richtung gehen, das Läuten gar nicht aufhören wollte, alle halbe Stunden eine Abfahrt stattfand, und die vollen Boote, kaum angekommen an Ort und Stelle, wieder mit verdoppelter Kraft, obgleich leer, stromaufwärts eilten? Das ist heutzutage nicht mehr der Fall; jetzt können die Eigenthümer dieser Fahrzeuge von hohem Glück sagen, wenn alle Stunden ein Mal gefahren wird. Der Luxus der sonntäglichen Villegiatura ist seit der Revolution ungemein beschränkt, und ich zweifle, ob die Wirthe von Sivers, St. Cloud, Boulogne und den benachbarten Orten eine besondere Freude an den neuen Staatseinrichtungen haben.

Aus dieser Abnahme der wöchentlichen Landpartien erklären sich unter andern auch zum Theil die Klagen der Friseure zweiten Ranges, daß ihr sonntäglicher Zuspruch nicht mehr so groß sei wie sonst. Dieser Zuspruch bestand meist aus jungen, unverheiratheten Herren, die in einem bürgerlichen Geschäfte ihr Brot fanden und jeden Sonntag ihre Schöne auf das Land, in das Theater oder auf den Ball führten. Um sich dieser Pflicht nun auf eine würdige Weise zu entledigen, verwendeten sie auf die Verschönerung ihres Aeußeren alle durch die jedesmalige Mode bestimmten Künste und spendirten auch ein paar

Sous für die gefällige Zurechtlegung ihres Haupthaares. Die Schönen selbst, denen diese festlichen Vorbereitungen galten, stellten sich nicht selten in den Friseurbuden ein und nahmen die Dienste des Haarkünstlers in Anspruch. Da aber seit der Revolution das Verdienst in den meisten Zweigen des Verkehrs sich gemindert und daher in der Welt des Handels und in den sämtlichen Fächern der gewerblichen Thätigkeit die Zahl der Angestellten verkleinert hat und die Besoldung derjenigen, welche blieben, herabgesetzt wurde, so mußte natürlich vor Allem die Befriedigung der Luxusbedürfnisse darunter leiden, die mit einem galanten Krämer beglückten Schönen wurden weniger auf das Land, weniger auf den Ball, weniger in's Theater geführt, und die Gewerbe, die von derlei Galanterien lebten, fühlten so und fühlen noch den Gegenschlag der allgemeinen Geschäftsbesklemmung.

Keine Anstalten und Unternehmungen aber sehen sich durch die Revolution in einen traurigeren Zustand versetzt, als die Theater.* Vor dem Februar war der Theaterbesuch eine allgemein, selbst in den untersten Schichten der Gesellschaft verbreitete Leidenschaft. Magen und Kehle mußten sich manche Entbehrungen gefallen lassen, damit nur die Lust am Schauspiel befriedigt werde. Ja, nicht ohne Grund hat man die geringe Zunahme des Fleischverbrauchs bei steter Vermehrung der Einwohner und fast immer ziemlich gutem Verdienst aus der Wuth der Pariser für Cigarren und Spectakel erklärt. Das Rauchen florirt noch etwas, wenn auch mehr als ein souveräner Bürger, der sich früher eine Drei- oder Fünfsouzigarre vergönnte, jetzt mit einer Thonpfeife und sehr verdächtigem Knaster vorlieb nimmt, aber die Gewohnheit des Tabaks ist der Noth, wie der alles überwältigenden Politik unterlegen. Schauspielhäuser, die sonst jeden Tag eine, ja zwei Stunden vor der Eröffnung von harrenden und drängenden Menschen umstellt und belagert waren, machen jetzt kaum an Sonntagen eine etwas erkleckliche Einnahme. Nur wo die Helden

und Zustände des Tages verspottet werden, ist einiger Zubrang und die Reaction hat an der Theaterkasse einen guten Klang.

Die Revolution hat den Beweis geliefert, daß trotz der allgemeinen Theaterliebe die Pariser doch eher auf ein Vaudeville als auf eine Cigarre, die Pariserinnen lieber auf eine Oper als auf ein schönes Kleid verzichten. Staatmachen, Staatmachen, das ist doch am Ende ihre wie aller Frauen große Losung. Sie zwacken das Nothwendigste am Mund sich ab; nehmen ein halb so wohlfeiles Quartier als sonst, versagen sich kostbare Geräte und Geschmeide, gehen nicht in die Bäder, gehen nicht auf Reisen, nicht in's Concert, nicht in's Theater, damit nur die Toilette nicht leide. Die Toilette ist das Alfa und das Omega ihres Daseins, die Toilette gehört zu ihrem Ich, wie dem Goldkäfer sein Farbenschmuck und dem Leuchturm seine Flamme. „Das Theater“, heißt es dann verächtlich, „reizt mich nicht mehr; es wird gar nichts Gescheidtes mehr gegeben, und die guten Schauspieler sterben nachgerade aus; auch des ewigen Kunststückes in den Concerten bin ich satt, man staunt und möchte gähnen, weidet sich, um wie eine Kennerin auszu- sehen, mit Anstrengung an der Fingerfertigkeit dieses Pianisten, an der Trillerfertigkeit jener Sängerin. Da bleib' ich lieber zu Haus oder geh' in den Tuilerien spazieren, und sehe, was meine Kinder machen. Reden Sie mir nicht mehr von Gesellschaftgeben, ich kenne nichts Langweiligeres, Ermünderes, Undankbareres; und mit den großen Essen, da lassen Sie mich nun völlig in Frieden, da wird man gar nicht fertig und macht's Niemanden recht; ich bin froh, daß man seit der Revolution mit dieser Frohne weit weniger geplagt ist; ja, ein paar Freunde bei sich sehen, mit ihnen heimlich und nach Herzenslust schwagen, das lasse ich mir gefallen, aber nur keinen Tumult, nur kein Gedränge, nur keine fremden Gesichter.“

In diesem Sinne redet manche Dame von Stand, die sonst eine große Rolle spielte, damit sie nur nicht zu sagen braucht: „Ich muß mich jetzt einschränken, wir haben große Verluste gehabt, und wenn ich Etwas von den Ausgaben für das Nothwendige erübrigen kann, so will ich

* Ist kein Unglück! Wenn auch das ganze erbärmliche Komödiantenwesen ein Ende nimmt!

Ann. des Seigers.

es lieber auf schöne Kleider als auf anderen Luxus verwenden.“

Wenn Diejenigen also, welche nur Verfall und Verödung in Paris zu sehen vorgeben, weil sie seit den glorreichen Februartagen so oft sagen hörten, es sei Alles in Stockung gerathen und herunter gekommen, sich irren und zwar so gröblich irren, daß sie kaum als zurechnungsfähig anzuerkennen sind, so kann ich auch denen nicht Recht geben, die behaupten, es sei nichts verändert, weil, ein Paar Inschriften und Uniformen ausgenommen, äußerlich Alles beim Alten geblieben ist. Sie gleichen dem gutmüthigen Träumer, der nach verheerendem Nachtfrost frohen Gemüths die Flur durchzieht, und weil der Klee noch grün ist und der Stieglitz noch ruft, wie am gestrigen Tage, nicht ahnt, daß ein erzürnter Gott die Markung heimgesucht hat, und nicht sieht, daß die Blüthe des Mandelbaums getödtet und das Auge der Rebe unheilbar verletzt ist.

H. S.

Göthe-Anekdoten.*

In den Briefen an Göthe's Mutter ist angeführt worden, daß ihr Sohn glänzendes Talent in den theatralischen Vorstellungen, welche zu Ettersburg stattgefunden, an den Tag gelegt habe; dies ist aber wohl nur gesagt worden, um seiner Mutter etwas Verbindliches zu sagen; denn alle Personen, denen es vergönnt war, jenen theatralischen Belustigungen beizuwohnen, haben einstimmig versichert, daß es Göthe dabei an der nöthigen Leichtigkeit, sich den vorzustellenden Charakter anzueignen, gefehlt, daß er im Gegentheil eine gewisse steife Haltung niemals habe ganz ablegen können. Es kann ja auch Jemand recht wohl ein großer Mann, Gelehrter und Dichter und dennoch kein guter Schauspieler sein.

Ueber Göthe's Vermählung sagt der Verfasser: „Es ist darüber so viel gesprochen, geschrieben und gelogen worden, daß es wohl

* Aus Göthe's Leben, Wahrheit und keine Dichtung.

nicht überflüssig sein dürfte, wenn auch erst nach 40 Jahren, die Sache noch einmal zu besprechen. Allerdings machte die Verheirathung zu ihrer Zeit großes Aufsehen, und man bemühte sich, die Motive aufzufinden, welche Göthe in jenen unruhigen Tagen wohl zu dem Entschluß gebracht haben möchten, sich zu verheirathen. Einige behaupteten, er habe sich durch den Wunsch, seinem Sohn August eine legitime Existenz zu verschaffen, bewogen gefunden, seine Verbindung mit dessen Mutter zu legalisiren, allein dies ist vollkommen irrig, denn Göthe's Sohn war schon einige Jahre vorher förmlich legitimirt worden. Andere haben behauptet, Göthe sei durch den Marschall Ney, welcher am 15. October im Göthe'schen Hause einquartiert war, vermocht worden, seine zeitliche Haushälterin zu ehelichen; allein auch diese Vermuthung ist unrichtig, denn der Marschall, welcher nur wenige Stunden im Göthe'schen Hause zubrachte, war den Tag nach der Schlacht so sehr durch die Concentrirung seines Armee-Corps und dessen Marsch zur Blockade von Erfurt in Anspruch genommen, daß er gewiß keine Zeit hatte, sich mit Göthe's Haus- und Familienleben zu beschäftigen. Gewiß hat Niemer den rechten Punkt getroffen, wenn er in seiner Mittheilung über Göthe in dem Aufsatz „häusliches Leben“ äußert, Göthe habe geglaubt, jetzt sei der rechte Augenblick gekommen, wo er seine beabsichtigte eheliche Verbindung ausführen könne. Niemer hat zur Unterstützung angeführt, daß in der Nacht vom 14. zum 15. October im Göthe'schen Hause ein solch unruhiger Zustand gewesen, daß Göthe ohne die Dazwischenkunft der Demoiselle Vulpius in Lebensgefahr gewesen. Zwar haben wir hierüber nichts erfahren können, auch hat Göthe selbst niemals etwas erwähnt, doch läßt sich wohl denken, daß sein Haus in jener Nacht, in welcher die hungrigen, ermüdeten französischen Soldaten aus den Bivouaks in die Stadt eindringen und Lebensmittel suchten, nicht unverschont geblieben sein mag. Erwägt man, was mir als Augen- und Ohrenzeuge selbst noch deutlich vor sich weht, so wird man gewiß nicht nöthig haben, andere Beweggründe aufzusuchen. Als ich nämlich am 15. October Vormittags an dem Göthe'schen Hause vorüberging, wurde ich aus einem Fenster

der unteren Etage von dem Rathsbekleidener angerufen, welcher mich dringend bat, mich für ihn zu verwenden. Ich trat ein, und in der Domestikenstube klagte mir Eckert weinend, er habe für den Marschall Ney vier Vorspannpferde schaffen sollen, da es ihm jedoch nicht gelungen sei, die Pferde sogleich zu bekommen, weil sehr viele Einwohner ihre Pferde in der Nacht durch Plünderung verloren oder weggebracht hätten oder sie verheimlichten, so sei er geprügelt worden, sitze hier im Arrest und solle nicht eher loskommen, bis die Pferde angelegt sein werden; er wolle nun auch die Pferde wohl schaffen, aber er bitte mich, bei dem Geheimen Rath für seine Loslassung mich zu verwenden. In Rücksicht, daß es Göthe's Wunsch sei, den ungebetenen Gast sobald als möglich los zu werden, glaubte ich, mich des armen Menschen annehmen zu müssen, und ließ mich bei Göthe melden, welcher sich in des Marschalls Zimmer befand. In dem Saale, an welchen des Marschalls Zimmer stieß, stand eine große Tafel mit Speisen und Wein, und die Haushälterin Göthe's, Demoiselle Vulpius, war beschäftigt, den vielen ab- und zugehenden Offizieren ein Frühstück zu reichen. Als Göthe zu mir trat, wollte er zuerst von einer Verwendung für die Loslassung des Feststehenden nichts hören. Er kehrte in das Zimmer des letzteren zurück, und als ich mich ebenfalls entfernen wollte, ersuchte mich ein französischer Officier, welcher etwas von dem Gespräch verstanden hatte, ihn doch von der Sache zu unterrichten. Ich that es, und er erbot sich sogleich, dem Marschall Bericht zu erstatten; während der Zeit bemerkte ich, daß Demoiselle Vulpius weinte. Ich fragte sie nach der Ursache; da erwiederte sie mir, ich sähe es ja selbst, wie sie behandelt werde, sie sei nicht im Stande, eine solche Begegnung länger zu ertragen, sie wisse nicht, wie sie etwas der Art verdient habe, und es sei ihr nicht zuzumuthen, länger im Hause zu bleiben u. s. w. Ich suchte sie mit der Versicherung zu beruhigen, daß dieser Zustand nicht lange dauern könne, und während ich noch sprach, kam jener Officier zurück und ersuchte mich, ihn zu dem Gefangenen zu führen, der sogleich seine Freiheit erhielt. Wenn man nun zu dem Gefühl der Dankbarkeit, das Göthe

empfinden mußte, seine Besorgniß hinzunimmt, diejenige Person zu verlieren, welche in der damaligen Lage für sein Hauswesen, ja selbst für seine Existenz, fast unentbehrlich war, so möchte wohl mit Gewißheit anzunehmen sein, daß sein Entschluß, sich zu verhehelichen, erst an diesem Tage aufkeimte. Er hatte sich den Weg, auf welchem er zu wandeln gedachte, bestimmt vorgezeichnet, und entzog sich daher allen Geschäften, welche ihm an seinen literarischen Arbeiten hinderlich sein konnten. Selbst der Direction des Hoftheaters, welche er so viele Jahre mit Liebe und so gutem Erfolge geführt hatte, entsagte er, und benutzte als Vorwand die Aufführung des Schauspiels „der Hund des Aubry“. Wie hätte er, wenn ihm seine mehrjährige Lebensgefährtin plötzlich und in einer so unruhigen Zeit verlassen, bestehen, sich seines Hauswesens und was mit demselben verbunden war, annehmen können? Die Trauung erfolgte am 17. October in der Jacobskirche ohne alles Aufsehen, so daß Göthe sich mit Demoiselle Vulpius zu Fuße dahin begab und man erst am folgenden Tage Kunde davon erhielt. Seine täglichen Haus- und Geschäftsfreunde waren nicht wenig überrascht, als er ihnen seine Gattin mit den Worten vorstellte: „Sie ist immer meine Frau gewesen.“

Da man es in Weimar nimmer für möglich gehalten hatte, daß Göthe sich vermählen könnte, so machte seine Vermählung, obgleich man damals mit wichtigeren Dingen beschäftigt war, dennoch großes Aufsehen; vorzüglich äußerten sich die Frauen, vielleicht aus Neid über das Glück, welches der Neuvermählten widerfahren war, ohne daß sie es geahnet, ja ohne je einen Wunsch darnach gehegt zu haben, mißbilligend, weil Göthe eine Wahl hätte treffen sollen, die seinem Stande, seinem Geiste und seinen Verhältnissen würdiger gewesen. Frau Schoppenhauer, die damals in Weimar lebte und unter den Frauen diejenige war, welche vorzugsweise eine Ehre darin suchte, mit Göthe in nähere Bekanntschaft zu kommen, und nichts unterließ, sich bei ihm in Gunst zu setzen, wurde einst in einer vertrauten Gesellschaft gefragt, was sie zu Göthe's Rechtfertigung zu sagen wisse, daß er seine Haushälterin geheirathet habe. Sie kam wegen einer Antwort gar nicht

in Verlegenheit, sondern erwiderte ohne sich lange zu bedenken, ganz unbefangen: Göthe habe doch kein Frauenzimmer finden können, welches würdig gewesen, daß er ihr seine Hand reiche. Daß Göthe eine seiner vollkommen würdigen Frau und in Weimar hätte finden können, unterliegt keinem Zweifel; ich wiederhole aber, daß er alles vermeiden wollte, was ihn in seinen Studien hätte stören können, und daß es bei einer standesmäßigen ehelichen Verbindung nicht wohl möglich gewesen, dies consequent durchzuführen. Jetzt konnte er sagen, er habe Niemand, welcher in seinem Hause die Honneurs machen könne. Seine Frau war weit entfernt, Ansprüche zu machen, sie begnügte sich mit dem, was sie gewohnt war, und war dankbar für die Ehre, die Gattin des großen Mannes zu sein, welchen sie auch immer nur „den Geheimen Rath“ nannte. Ja, es würde ihr sogar sehr lästig gewesen sein, wenn sie sich die Formen, die ihr neuer Stand verlangte, hätte aneignen sollen, und sie fand kein Bedenken, offenherzig zu äußern, sie habe sich als Demoiselle Vulpius in einer angenehmeren Lage befunden, wie jetzt als Geheim-Räthin. Sie behielt ihre Wohnung bei, welche sie bis dahin inne gehabt hatte, und verlebte ihre Zeit in derjenigen Gesellschaft, mit welcher sie zeither umzugehen gewohnt war. Da auch Göthe sein in dem anderen Flügel des Hauses befindliches Zimmer beibehielt, so blieb alles im alten Geleise. Demoiselle Vulpius war die Tochter eines Kanzlei-Archivars, dessen Lage ihm nicht erlaubt hatte, seiner Tochter eine besondere Bildung geben zu lassen. Sie hatte ein paar schöne Augen; ihre Gestalt, ihr Wuchs, ihre Haltung waren gewöhnlich. Niemand, der sie als jüngeres Mädchen nicht gekannt hat, hätte sich billig enthalten sollen, sie als Grazie zu schildern. Darin müssen wir ihm aber Recht geben, daß Demoiselle Vulpius die Stelle ganz einnahm, die ihr zugewiesen war, daß sie das Hauswesen ordentlich besorgte, daß sie Alles zu entfernen suchte, was Göthe unangenehm oder lästig werden konnte, daß sie keine Ansprüche machte, wie Personen ihres Standes so oft zu thun pflegen, wenn sie höher gestiegen, daß sie sich keinen Einfluß anmaßte und daß sie stets innerhalb der Grenzen blieb, welche ihr zugewiesen waren.“

Als einst Kirms sich an Göthe gewendet hatte, um ihn zu bitten, die Strafe bei einigen Maschinisten zu mildern, welche Versehen gemacht hatten, schrieb ihm Göthe unter andern Folgendes: „Die Unordnungen, welche durch keine Drohungen zu verbessern waren, nöthigten mich, mit Strenge zu verfahren. Ich werde mich künftig, wenn ein Fehler passiert, nicht mehr ärgern, sondern wie diesmal geschehen, einen oder den andern auf die Wache schicken und sehen, wie die Kur anschlägt. Wenn einer dieser Art in einem solchen Fall gelegentlich den Abschied verlangt, so laß ich ihm noch eine Tracht Schläge dazu geben, damit er weiß, daß er noch in Diensten ist. Wenn das sämmtliche subalterne Personal nach und nach eine Nacht auf der Hauptwache wird zugebracht haben, so hoffe ich, soll unsere Sache vortrefflich gehen.“ Mit den Namen der Schauspieler und Schauspielerinnen verfuhr er ebenfalls despotisch. Der Name einer jungen Künstlerin Petersilie kam ihm zu gemein vor und sie mußte sich Silie nennen, was zu einer Anzeige in einer Zeitung Veranlassung gab, in welcher gemeldet wurde, Göthe habe der Silie den Peter abgeschnitten. Sogar ein gewisser Ströbel mußte seinen Namen in Strobe umändern, weil Göthe auch Ströbel für zu gemein hielt. Adelige Namen duldete er unter den Schauspielern gar nicht, wie er denn überhaupt den Adel begünstigte.

Die Familie Meyer.

Novelle aus der Geschichte der Juden in Frankreich.

(Fortsetzung.)

„Du bist eine billig und gerecht denkende Frau und weißt sogar auch, was den Christen heilig ist und gar nicht in jüdische Hände kommen darf; ja, Du weißt das sogar besser, als die christlichen Geistlichen, als Bischöfe, Domherrn, Aebte, denn diese sind es, die den Juden die Kirchengefäße verkaufen. Diese Prälaten, denen von reichen Christen die schönsten Gefäße, die kostbarsten Schmucksachen übergeben werden, lassen

Juden zu sich rufen und tragen ihnen diese Gegenstände an, oder senden sie ihnen in das Haus. Da muß also doch wohl ein so hoher Geistlicher wissen, daß ein solcher Verkauf nach den Grundsätzen seiner Religion erlaubt ist. Du könntest ja sogar in Zweifel stellen, ob Gegenstände dieser Art Eigenthum des Prälaten sind oder der Kirche gehören. Sage mir nur, ob man vom Juden fordern darf, hierüber Untersuchungen anzustellen? Ich glaube nicht. Der Jude muß voraussetzen, daß der Prälat in jeder Hinsicht gesetzlich handelt, und nichts verkauft, als was er verkaufen darf. Gehört das Kleinod dem Prälaten, so ist nicht einzusehen, warum er damit nicht nach Belieben schalten sollte; gehört es der Kirche, so wird wohl auch der Kaufpreis in den Kirchenschatz fließen. Dem Juden wird hierüber nicht Rechenschaft gegeben, und ihn kümmert nicht, was mit dem Gelde geschieht. Ist etwas Ungerechtes bei der Sache, so ist es nicht auf Seite der Juden, es könnte nur dem Geistlichen zur Last gelegt werden. Warum hat man uns also verboten, Kleinodien zu erstehen? Man hätte ja vielmehr den Prälaten verbieten müssen, geweihte Gegenstände zu veräußern. Aber freilich hätte man dann diese geistlichen Herren in ein übles Licht gestellt, und es war bequemer, die Schuld den Juden aufzubürden und den Religionshaß gegen sie aufzureizen. Denn die Menge läßt sich weiter nicht auf Prüfung ein; dem Volke genügt zu wissen, daß das Verbot an die Juden gerichtet ist; hieraus schließt es, daß sich die Juden in ihrer Rachlosigkeit an allem, was die Kirche weiht, vergangen haben. Vielleicht findet auch Philipp August den Religionshaß in seinem Reiche zu erkaltet, und hält mit Recht ein solches Verbot für geeignet, ihn wieder anzufachen und Argwohn und Mißtrauen zu erregen. So soll auch die Verordnung, welche die Geldgeschäfte der gerichtlichen Aufsicht unterwirft, die Treue und Redlichkeit der Juden verdächtig machen, und es hat obenein noch den Anschein, als ob der König sein Volk dadurch gegen Uebervortheilung und Betrug schützen wollte. So trauest Du selbst ihm ja diese gute Absicht zu, und eben dieses mögen noch Andere glauben, die eben so wenig wie Du den Geschäftsgang kennen. Doch die

Mehrzahl des Volkes hat dieses Gesetz verwünscht, welches das Uebel vermehrt, dem es abhelfen zu wollen die Miene annimmt. Nein, Diejenigen, die eines Darlehns bedürfen, haben nie Ursachen gehabt, einen Schutz gegen das jüdische Verfahren zu wünschen. Welche härtere Bedingungen stellen denn die Juden als die Caorsinen, jene von christlichen Wechslern errichteten Leihanstalten? Im Gegentheil forderte der Jude unter manchen Umständen geringere Zinsen, und gab sein Geld oft auf eine schwache Sicherheit hin, die die Caorsinen zurückgewiesen hätten, oft sogar bloß im Vertrauen auf die Rechtschaffenheit des Schuldners. Dabei hatte dieser den Vortheil, den ganzen Handel im Stillen abschließen zu können, woran ihm oft viel gelegen war. Daran ist jetzt nicht mehr zu denken, da das Gericht von allem wissen muß. Und was thut das Gericht? Bestimmt es etwa die Höhe des Zinsfußes? Wägt es das Verhältniß des Darlehns zu Sicherstellung ab? Ueberzeugt es sich von der Nichtigkeit des Darlehns? Keineswegs! Das bleibt alles den Parteien überlassen. Das Gericht läßt bloß beide Parteien ihre Zufriedenheit mit dem Geschäft erklären, fertigt die Verschreibung aus und berechnet dafür bedeutende Kosten, die in die königliche Kasse abgeführt werden. Während also durch die gerichtliche Einmischung das veröffentlicht wird, was sonst unter vier Augen abgemacht worden wäre, im Geschäft aber alles so bleibt, wie es die Parteien bestimmt haben, muß nun noch der Christ die Gerichtskosten tragen, und nur der König hat Vortheil von der neuen Einrichtung.“

„Das ist freilich schlimm,“ sagte Esther; „doch wenn das Gericht weiter keinen Einfluß hat, so kann man auch das Geschäft der Juden nicht dadurch beschränkt nennen.“

„Meinst Du?“ rief Meyer. „Nun, zum Glücke habe ich es anders betrachtet. Seitdem jenes Gesetz erlassen ist, habe ich kein Geschäft dieser Art gemacht, vielmehr mit Verlust und Opfern frühere Schulden eingezogen. Auch Raphael hat mir versprochen müssen, sich vorläufig dieser Geschäfte zu enthalten, obwohl ihn der Gewinn doch hin und wieder verlockt haben mag, seinem Versprechen untreu zu werden. Noch

mehre Freunde haben theils selbst meine Ansicht getheilt, theils meine Warnung beachtet; und so haben sich die Vernünftigen selbst in ihren Unternehmungen beschränkt.“

„Vorsicht ist immer zu loben,“ versetzte sie. „Doch sehe ich keine Veranlassung dazu im Gesetze.“

„Philipp August braucht Geld,“ sagte er. „Er verschmäht kein Mittel, es sich zu verschaffen, und die Abgabe, die er unter dem Vorwande der Gerichtskosten von den Leihgeschäften erhebt, bringt eine ziemliche Summe ein. Allein sie ist nicht so beträchtlich, daß er dieser Einnahme wegen eine Verordnung gegeben hätte, die nur seine christlichen Unterthanen drückt, während sie den Juden anscheinend nichts entzieht. Mithin liegt dabei ein geheimer Plan gegen die Juden zum Grunde.“

„Aber welcher?“ fragte sie. „Was kann er den Juden anhaben, wenn sie der Verordnung gehorchen? Bist Du nicht allzu argwöhnisch? Quälst Du Dich nicht ohne Noth? Siehe, mein Freund, Du äußerst mir jetzt trübe Gedanken, die Dich demnach schon lange geplagt und unthätig erhalten haben. Nun begreife ich, was Dich, der Du sonst so heiter und freundlich bist, allmählig immer mehr verstimmt hat. Bist Du doch sogar seit Kurzem mürrisch und auffahrend geworden, und Deine düstere Laune hat Dich vermocht, mit Lea zu grollen, in sie zu dringen, und mir wie ihr zum Vorwurf zu machen, daß sie die Frist nicht verkürzen will, die Du ihr doch einmal anberaunt hast. Nun hast Du das, was Dich drückt, Dir vom Herzen gesprochen, und wirst Dich wohl leichter fühlen. Warum willst Du Dich mit unnützen Sorgen tragen? Warum soll eine argwöhnische Vermuthung Dein Leben verbittern? Warte mit Ruhe ab, was die Zeit herbeibringt, die Dich hoffentlich von Deinen Besorgnissen heilen wird.“

„Mein liebes Weib!“ sagte Meyer. „Meine Vermuthungen waren leider richtig und sind jetzt zur traurigsten Gewißheit geworden. Warum sollte ich es Dir länger verhehlen? Ich habe Dich nicht betrüben wollen, ich habe Dir deshalb die Vorgänge der letzten Woche verschwiegen, weil ich noch immer eine günstigere Wendung

für möglich hielt. Nunmehr aber ist es entschieden, und es nützt nichts, wenn ich, wie ich wollte, meine Mittheilung verschiebe. Wir sind nun einmal durch unser Gespräch auf diese Angelegenheit gekommen; so magst Du denn schon heute Alles erfahren. In der vorigen Woche sind die Juden aufgefordert worden, alle Schuldscheine, Hypotheken und Pfandstücke bei dem Gerichte niederzulegen. Den Grund dieser auffallenden Maßregel erfuhr man nicht, bei dem Gerichte selbst wußte man nur, daß es der König so befohlen habe. Da die Behörde jedes Geschäft kannte und genau wußte, in wessen Händen sich Verschreibungen oder Pfänder befanden, so gab es weder Vorwand noch Ausflucht zur Verweigerung oder auch nur Verzögerung der Auslieferung. Die ganze Gemeinde war in großer Bestürzung, die ich theilte, obgleich ich nach der gebrauchten Vorsicht nichts auszuliefern hatte und also persönlich nichts befürchten durfte. Die Bestürzung vermehrte sich, als nach einigen Tagen das Gericht angewiesen wurde, alles bei ihm Niedergelegte nach Paris zu schicken. Wir Gemeindevorsteher hielten nun Berathungen, die um so fruchtloser waren, da wir nicht wußten, was der König bezweckte und nur im Allgemeinen eine schlimme Absicht vermutheten. Heute haben wir endlich erfahren, daß wir gänzlich ruinirt werden sollen. In Paris, wo unsere Glaubensgenossen mit manchen hohen Personen in Verbindung stehen, ist der Plan des Königs bekannt worden, und Manasse hat uns davon schleunigst Nachricht gegeben. Ich habe seinen Brief eben in der Gemeindeversammlung vorgelesen. Philipp August wird alle Verschreibungen vernichten, alle Pfänder den ursprünglichen Eigenthümern zustellen. Alle bei Juden gemachte Schulden werden für getilgt erklärt, alle gerichtlichen Urtheile, welche einem Juden die Besitzergreifung eines einem Hypothekenschuldner zugehörenden Grundstückes zuerkannt haben, werden vernichtet und dürfen nicht in Wirkung treten. Die sämmtlichen Schuldner sind nur gehalten, den fünften Theil des Schuldbetrages dem Könige zu zahlen. Dies ist der Beschluß, den Philipp August gefaßt hat. Die Ordonanz wird in den nächsten Tagen überall hin versendet werden.“

Ein Monat war seit diesem Gespräch verstrichen. Manasses Bericht hatte sich bestätigt, die Ordonanz war angekommen, die Juden sahen sich fast sämmtlich ihres Vermögens beraubt und in Armuth und Elend gestürzt. Die Gemeinde zu Chalons setzte sich mit den nächsten Gemeinden in Verbindung, in denen der Jammer nicht minder groß war, die gesammte Judenthümlichkeit der unter der unmittelbaren Hoheit des Königs stehenden Provinzen wendete sich an die Pariser Gemeinde, die Alles aufbot, durch mächtige Fürsprache die Zurücknahme der Ordonanz zu bewirken.

Indessen war von der christlichen Einwohnerschaft die Ordonanz nichts weniger als allgemein günstig aufgenommen, vielmehr liefen vielfache Vorstellungen dagegen ein. Die Gerichtshöfe fühlten sich gemißbraucht, verletzt, entwürdigt. Sie hatten durch ihre Einmischung den Inhalt der Verschreibungen gebilligt, gesetzlich gemacht, und waren Bürgen für die treue Erfüllung derselben geworden; es konnte ihnen nicht gleichgültig sein, wenn die gewaltsamste Willkühr ihr Ansehen untergrub und das Vertrauen auf sie zum Spott machte. Selbst die Schuldner, die doch den größten Vortheil von der königlichen Verfügung zogen, konnten ihres Gewinnes nicht froh werden, der ihnen wie ein Raub erschien. Wenn auch Einzelne darüber jubelten, daß sie der Zahlung überhoben waren, so regten sich doch bei den Meisten gewissenhafte Bedenklichkeiten gegen die Aneignung eines Vortheils, bei welchem Ehre und Treue geschändet wurde. Diejenigen Einwohner, die bei der Sache nicht betheiligt waren und daher eine unbefangene Ansicht hatten, mißbilligten das Verfahren des Königs um so mehr, als er sich dabei eigennützig erwies. Denn wenn er etwa seine Unterthanen bei den Leihgeschäften von den Juden übervorteilt und betrogen glaubte und sie durch die Schuldtilgung entschädigen wollte: mit welchem Recht forderte er den fünften Theil des Schuldbetrages für sich? Welchen Anspruch hatte er auf diese Geldsummen? Noch lauter wurde Philipp August in den Gebieten der Fürsten, Grafen und Barone getadelt, in denen seine Gesetze keine Gültigkeit hatten. Daß die Ordonanz die Juden betraf, milderte

nicht die Härte des Urtheils über diese Gewaltthat. Man betrachtete die Juden in Frankreich mit Geringschätzung, und von Zeit zu Zeit erhob sich auch der Fanatismus gegen sie zu blutigen, fürchterlichen Verfolgungen. Damals aber war im Allgemeinen der religiöse Eifer nicht gegen die Juden gerichtet. Der König und die verschiedenen Landesherren zogen von ihnen ein ansehnliches Schutzzeld, und betrachteten die Juden als eine Quelle bedeutender Einnahmen, die geschont, ja gepflegt werden müsse. Die christlichen Einwohner hatten sich an die Gegenwart der Juden gewöhnt, ihre Gewandtheit in Geschäften benutzte und sogar manches freundliche Verhältniß mit ihnen angeknüpft, wenn sie auch die Juden ihres Glaubens wegen verachteten. Daß nun sogar die christliche Redlichkeit in den Augen der Juden herabgesetzt wurde, fand die höchste Mißbilligung.

Nun zeigten sich aber noch andre üble Umstände und verdrießliche Verwickelungen. Bei den mannigfachen Verbindungen durch die verschiedenartigsten Geschäfte waren auch manche Juden den christlichen Einwohnern Geldsummen schuldig geworden, die sie jetzt bei ihrer plötzlichen Verarmung nicht zahlen konnten. Andere hatten ihren christlichen Gläubigern die gerichtlich ausgefertigten Verschreibungen cedirt, die nun ihre Gültigkeit verloren hatten. Noch andere hatten zu den Leihgeschäften große Summen von Christen beigetragen erhalten, die stille Theilnehmer des Geschäftes geworden waren. Die Christen wurden also von dem Verluste empfindlich mitbetroffen. So gingen denn auch sowohl von der Rechtsbehörde wie von vielen Betheiligten Vorstellungen an den Hof. Doch Philipp August blieb unbeweglich.

Nachdem sich die Verwirrung und Aufregung, die die Verordnung des Königs hervorgerufen, allmählig beruhigt hatte und Besonnenheit und ruhige Ueberlegung wieder Raum gewannen, gestaltete sich manches besser, als man es anfangs hoffen durfte. Zwar trieben die königlichen Beamten ungesäumt den fünften Theil der Schulden ein, und viele der bisherigen Schuldner lachten nun die betrogenen Juden aus. Aber Scham vor der öffentlichen Meinung, die ein solches Be-

nehmen als ehrlos bezeichnete, und einigcs Rechtsgefühl bewog die Meisten, den Rest der Schulden Juden entweder sofort zu zahlen, oder im Stillen durch eine neue Verschreibung sicher zu stellen. Die Juden erlitten also zwar einen bedeutenden Verlust, aber der größte Theil des Vermögens war doch gerettet. Schlimmer war es, daß unter diesen Umständen kein neues Leihgeschäft zu schließen möglich schien. Dabei litten nicht nur diejenigen Juden, die nur auf diesem Wege ihren Unterhalt fanden, sondern auch die Christen, die zu ihren Unternehmungen und in mancherlei Verlegenheiten Geld brauchten, welches

ihnen bisher die Juden bereitwillig vorschossen; während die Caorsinen weder für das allgemeine Bedürfnis hinreichende Mittel boten, noch Jedem so leicht zu Diensten standen. Doch es zeigte sich auch hier ein Ausweg. Christen traten als vermittelnde Zwischenhändler auf, die Verschreibungen wurden auf ihren Namen ausgestellt, der Jude gab das Geld her, welches der Christ dem Christen zu leihen schien, und persönliches Vertrauen trat an die Stelle des untergegangenen Vertrauens auf den Schutz der Regierung.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Berlin. Alexander v. Humboldt hat am 14. Sept. seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert. Der König von Preußen hat ihm in eigener Person auf seinem Landstize Tegel seinen Glückwunsch dargebracht, und ganz Deutschland stimmt in diesen Glückwunsch ein. Auch wir müssen dieses Tages gedenken. In einer Zeit, in welcher das Nationalgefühl so oft Kränkungen und tiefe Erniedrigungen sich gefallen lassen muß und die deutsche Einheit zu allermeist in dem gemeinschaftlichen Entbehren derselben sich bekundet, ist es ein Bedürfnis, des Reichthums und der Größe des deutschen Geistes, wie er in diesem Manne offenbart ist, zu gedenken und einen Namen zu feiern, der, wenn er auch allen Völkern und allen Zeiten angehört, doch der Stolz der deutschen Wissenschaft und eine Verherrlichung unseres Zeitalters bleiben wird. — Auf ein Leben zurückzuschauen, dessen Aufgabe noch nicht beschlossen ist, ziemt diesem Tage nicht so sehr, wie die Freude über den gegenwärtigen Besitz und die Vergegenwärtigung jenes seltenen Vereines der edelsten Kräfte und höchsten Eigenschaften, welche noch in ununterbrochener Thätigkeit in diesem wunderbaren Manne schaffen und walten. Wir wollen darum aus einer Lebensskizze, die in der Berliner National-Zeitung zu Ehren des Tages veröffentlicht wird, nur die Stellen hervorheben, welche zur Schilderung der geistigen Physiognomie des großen Mannes dienen können: — Begabt mit einer wunderbaren Intelligenz und einem eben so wunderbaren Gedächtnis, mit unermüdlicher Thätigkeit und einem Wissen, welches alle Vorstellungen übersteigt, ist Alexander v. Hum-

boldt einer jener privilegierten, encyclopädischen Geister, denen nichts fremd blieb, die alle Wissenschaften auf ihren Höhepunkten berührt, und überall Spuren ihres Weges hinterlassen haben, Spuren, welchen man zu folgen gezwungen ist, so oft man sich mit irgend einem Zweige des mächtigen Gebietes der Wissenschaften beschäftigt. Geologie, Astronomie, Meteorologie, Agricultur, Naturgeschichte, Botanik, Anatomie, Physiologie, Physik, Chemie, Geographie, Sprachkunde, Kunst, er hat Alles studirt, und ist, wir möchten fast behaupten, in Allem ein Meister ersten Ranges. Als wahrer Weltbürger hat er 40 Jahre hindurch alle Meere durchsegelt, alle Länder durchwandert, und sein Name ist so bekannt, daß ihm wie dem berühmten Mediziner des 17. Jahrhunderts, Boerhave, mehr als einmal aus fernen Weltgegenden Briefe geschickt wurden, mit der einfachen Adresse: „An Hrn. A. v. Humboldt in Europa.“ Alex. v. Humboldt hat jetzt ein Alter von achtzig Jahren erreicht, und dieser Patriarch der Wissenschaft zeigt, was gewiß wunderbar ist, noch immer dieselbe intelligente Thätigkeit, dasselbe Bedürfnis nach Wissen, welches ihn in seiner Jugend auszeichnete. Immer begierig, die Wahrheit zu erfahren, nimmt er sie an, woher sie auch kommen mag, und scheut sich nie sie zu verbreiten. Sehr verschieden von jenen großen Herren der Wissenschaft, welche sich unzugänglich machen, um sich den Schein der Beschäftigung zu geben, ist Humboldt für Jedem zugänglich, welcher lebhaftes Interesse für Wissen zeigt, oder ihm neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Natur mittheilen kann. Er verlangt nur, selbst zu sehen und

zu urtheilen, und wir haben ihn oft sein Kabinet, wo wichtige politische Geschäfte ihn hätten zurückhalten können, verlassen sehen, um in das Kabinet eines geringen Gelehrten zu gehen, und Thatsachen zu konstatiren, Beobachtungen zu wiederholen oder neue Erfahrungen zu machen. — Man darf in Humboldt weder einen Physiker, noch einen Chemiker, noch einen Geologen oder Zoologen im engeren Sinne des Wortes suchen. Wenn er sich ganze Jahre lang ausschließlich mit Chemie, Physik, mit Naturwissenschaften und Astronomie beschäftigt hat, so waren dies Alles nur vorbereitende Studien für ihn. Seit seiner Jugend wollte er wissenschaftlicher Reisender im höchsten Begriffe des Wortes sein; er hat, wie er sich selbst ausdrückt, die Welt der Phänomene und der physischen Kräfte in ihrer Konnexität erfassen wollen. Um dieses Ziel aber zu erreichen, welches den gewöhnlichen Geist abschrecken muß, und um den Forderungen der neueren Wissenschaft zu genügen, dazu gehört jenes Universal-Wissen, welches Humboldt besitzt; denn ohne eine tiefgehende Kenntniß der Special-Wissenschaften, kann jede Betrachtung der Natur im Großen, jeder Versuch, die Erscheinungen auf allgemeine Grundgesetze zurückzuführen, nur zu irrthümlichen oder chimärischen Resultaten führen, wie sie uns die oberflächliche Wissenschaft des vorigen Jahrhunderts hinterlassen hat. Von diesem Gesichtspunkte aus zeigt das wissenschaftliche Leben Humboldt's scheinbar so zerissen und so fragmentarisch, einen bewunderungswürdigen Charakter der Einheit; und man begreift nur um so besser den wissenschaftlichen Werth eines Mannes, welcher sechszig Jahre hindurch so viele dem Anschein nach unzusammenhängende Arbeit an eine Hauptidee, an einen Gedanken knüpft.

London. Macaulay's Geschichte Englands (seit dem Regierungsantritt Jakobs II.) findet auch in Deutschland die anerkennende Beachtung, welche das Werk dieses als Staatsmann, Historiker und parlamentarischer Redner gleich ausgezeichneten Mannes gebührt. Eine Anzeige des Buches in der Allgem. Ztg. nennt diese Geschichte ein Werk, wie ihrer die historische Literatur unserer Tage nicht viele hervorbringt. Ein geschichtliches Gemälde im wahrhaft großen Styl, wo sich der scharfsichtige Fleiß des Forschers mit dem gereiften Urtheil des Staatsmannes und der Meisterschaft des Darstellers zu einem glücklichen und wahrhaft klassischen Ganzen verbindet. Eine Geschichte, die uns die Entwicklung der britischen Freiheit und Größe, das reiche und bewegte Drama seit der Herrschaft der Stuarts,

die Perioden Cromwells und Wilhelm's III. mit so viel neuem und anziehendem Detail vorüberführte, die aus Bibliotheken, Archiven, Privatsammlungen und Familienaufzeichnungen eine solche Fülle wichtigen und zum großen Theil unbekanntes Materials an's Licht brächte, würde auch ohne weiteres Verdienst zu jeder Zeit die Aufmerksamkeit historischer Forscher auf sich lenken müssen. Wie viel mehr, wenn dies alles so ohne sichtbare Mühe des Forschens durch die überlegene Virtuosität der Anordnung und Verarbeitung zu einem reichen und harmonischen Kunstwerk verwebt ist, wenn uns zugleich die Meisterschaft der Darstellung und psychologischen Charakteristik gefesselt hält, das fertige und ernste Urtheil des Staatsmannes überall anzieht und belehrt. Auch der vielfach zur Vergleichung mit unserer Gegenwart auffordernde Zeitabschnitt, welchen dieses Werk behandelt, würde einige weitere Mittheilungen aus demselben unseren Lesern in dieser Zeit, in welcher die Ereignisse öfters Ruhepunkte gewähren, gewiß erwünscht machen. Wir theilen heute nur das Schlußwort mit, worin der britische Geschichtschreiber selbst diese Vergleichung mit den Zuständen des Festlandes annimmt. Diese Zustände des Festlandes, namentlich Frankreichs, faßt er mit allem Ernst in's Auge; er findet, daß kostbarere Interessen, als irgend welche politische Rechte dabei auf dem Spiele ständen, und daß es nothwendig sein möge, selbst die Freiheit zu opfern, um die Civilisation zu retten. Mit gerechtem Stolze verweist dem gegenüber Macaulay auf sein Vaterland, welches durch die glückliche Durchführung und Beendigung seiner Revolution von 1688, deren Charakter ein streng defensiver war, vor diesen Zuständen bewahrt worden sei. Auch England, sagt er, würde Revolutionen der furchtbarsten Art, rohe und schlecht abgewogene Verfassungen in Menge erlebt haben, wenn die Monarchie eine starke Militärgewalt gehabt, das Recht der Besteuerung dem Volke entzogen, die Justiz corumpirt, die Deffentlichkeit unterdrückt, die gesetzgebende Gewalt an sich gezogen und sechs Generationen ohne eine einzige Parlamentssession gelassen hätte. Wenn aber gefragt wird, was diesen Unterschied zwischen uns und andern bewirkt hat, so ist die Antwort: daß wir niemals verloren haben, was andere wild und blindlings wieder zu gewinnen suchen. Weil wir im 17. Jahrhundert eine erhaltende Revolution gehabt haben, deshalb haben wir im 19. keine zerstörende Revolution gehabt. Weil wir inmitten der Knechtschaft Freiheit hatten, haben wir Ordnung inmitten der Anarchie. Für das Ansehen des Gesetzes,

für die Sicherheit des Eigenthums, für den Frieden unserer Straßen, für das Glück unserer Herde gebührt unser Dank, nächst Ihm, der nach seinem Gefallen Nationen erhebt und niederstürzt, dem langen Parlamente, der Convention und Wilhelm von Oranien. — Möge Deutschland in diesen Spiegel sehen. Die Durchführung dessen, was Macauley die erhaltende Revolution nennt, und was wir lieber mit dem Namen der politischen Reformation benennen, kann uns allein vor der zerstörenden Revolution sichern.

New-York. Bei der letzten Wahl fand eine Prügelei im allergrößten Maßstabe statt. Wie in großen Feldschlachten ward zuletzt fast die ganze Stadt darin verwickelt. Der Referent des amerikanischen Blattes, aus dem jene Notiz herührt, bemerkt: „da Niemand todt auf dem Plage geblieben ist, hat die Polizei keine Notiz von dem Vorfall genommen.“

Westh. Nach dem Oesterreichischen Correspondenten beschäftigt jenes alte Kleinod vielfach die Phantasie des Publikums. Daß Kossuth sie mitgenommen hat, scheint außer Zweifel zu sein, daß er aber sich ihrer Edelsteine bedienen wolle, um sich den Weg durch die Türkei zu öffnen, oder gar, nach einer anderen Lesart, sie in Amerika für Geld sehen lassen wolle, gehört in das Reich der Vermuthungen. Das Historische an dem Kleinod ist Folgendes: Die Krone ist im Jahre 1000 von Paps Sylvester II. dem heiligen König Stephan geschickt worden. 1001, am 15. August, wurde er gekrönt. 1072 erhielt Herzog Geisa vom griechischen Kaiser einen Königskreis um die Stirn, den Geisa, als er später gekrönt wurde, mit der älteren Krone vereinigen ließ, so daß die ungarische Krone eigentlich aus zwei Kronen besteht. Als die Arpaden ausstarben, 1301, fand zwiespältige Königswahl in Ungarn statt. Die Einen wählten Karl Robert Anjou von Neapel, die Andern Wenzel den jüngern von Böhmen. Als die Angelegenheiten des Letzteren eine schiefe Richtung nahmen, kam sein Vater, Wenzel der ältere, König von Böhmen, mit Heeresmacht nach Ofen, und nahm seinen Sohn und die Krone nach Prag. Hierauf wählten die Ungarn Otto von Baiern zum König. Diesem übergab Wenzel die Krone. Unerkannt ritt Otto durch Oesterreich. Die Krone war in einem kleinen Faß verborgen, das ein Edelmann am Sattelknopf befestigt hatte. Im nächtlichen Ritt hatten sich die Riemen gelöst; unbemerkt

war das Fäßchen zur Erde gegleitet. Als es Tag wurde, und Otto in der Richtung von Bischofamt über die Donau wollte, wurde der Verlust entdeckt. Man ritt zurück und fand das Fäßchen glücklich wieder. Als Otto 1307 nach Siebenbürgen ging, um den Woywoden Ladislas zu gewinnen, wurde er von diesem festgehalten — später wohl entlassen, aber die Krone behielt Ladislas. Von Karl Robert mit Krieg bedroht, gab er sie 1310 zurück. Als Kaiser Albrecht IV. starb, 1439, fand zwiespältige Wahl statt. Ein Theil wählte Wladislaw von Polen, die Andern Albrecht's spätgeborenen Sohn Ladislas. Elisabeth ließ den kaum geborenen Ladislas krönen, und dann die Krone durch ihr Hofräulein, die Kottanerin, aus dem Schloß Wissegrad stehlen, 1440. Im nächsten Jahre verpfändete sie die Krone dem Kaiser Friedrich IV. um 2500 Fl. Matthias Corvinus löste sie wieder ein. Nach der Schlacht von Mohács wurde die Krone durch Weiber — die näheren Umstände sind nicht bekannt — für Johann Zápolya wieder in Wissegrad gestohlen, und er damit gekrönt. Zápolya vertraute sie der Gut Brénhis, der sie Ferdinand I. überlieferte. Nach Ferdinand's Krönung, 1524, fiel sie den Türken in die Hände. Als Suleiman von der Belagerung Wiens zurückkehrte, stellte er die Krone in Ofen dem türkischen Heere zur Schau aus, den Türken wurde gesagt, es sei die Krone des berühmten persischen Herrschers Ruchirvan. Dann schenkte sie Suleiman seinem Schützling Zápolya. Nach Zápolya's Tod gab die Wittve Isabella Zápolya sie Ferdinand I. — Rudolph II. ließ sie nach Prag, Matthias II. wieder nach Preßburg bringen. 1619 fiel sie in Bethlen Gabor's Hände, als er Preßburg besetzte. Im Nikolsburger Frieden, 1620, gab er sie Ferdinand II. zurück. Kaiser Joseph II. ließ sie nach Wien bringen; Leopold II. sandte sie wieder nach Ungarn. Als Fürst Windischgrätz gegen Ofen vorrückte, nahm sie Kossuth zu sich. Was seither mit ihr geschehen, ist unbekannt. — Der materielle Werth der Krone ist gering. — Die übrigen Reichskleinodien, als der Reichsapfel und das Schwert, stammen nicht vom heiligen Stephan her, sondern von den Anjous. Der Reichsapfel trägt das Wappen der Anjous. Der Mantel ist ebenfalls erst zur Krönung Karl Robert's gebraucht worden. Ursprünglich war er ein Bespermantel, den Stephan's Gemahlin Gisela der Kathedrale von Weßprim geschenkt hatte. Woher die Stiefeln sind, ist unbekannt.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.